

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 5

Artikel: Arnold Ott : Erinnerungen und Bemerkungen [Schluss]
Autor: Haug, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arnold Ott.

Erinnerungen und Bemerkungen von Prof. E d u a r d S a u g.

(Schluß)

Unmittelbar nach der Aufführung von „Agnes Bernauer“ hätte Ott vom Herzog viel erlangen können. Man dachte daran, ihm eine Stelle als Bibliothekar oder sonst einen Posten zu geben, auf dem er, finanzieller Sorgen ledig, ganz seiner Dichtung hätte leben können. Aber es paßte ihm nicht. Der Himmel hing ihm damals noch voll Geigen, und Männerstolz vor dem Herzogsthron, Verachtung des Hofschranzentrums und des Sinecurenunwesens, Schweizerbewußtsein und Unabhängigkeitsdrang, Liebe zur Heimat verhinderten ihn, solche Gestaltung seines Lebens aus Herzogshand anzunehmen. Respektable Gründe! Nicht nötig aber war es und nicht zu rechtfertigen, daß er auch die Freundschaft des herzoglichen Paares in übermütigem Spiel verscherzte. Schon bei seinem ersten Besuch, noch mehr bei dem zweiten (mit J. B. Widmann und Brahms) und während eines Aufenthaltes, den das herzogliche Paar eigentlich seinerwegen in der Umgebung von Luzern machte, forderte er die Etikette absichtlich heraus, liebte es, den wilden Schweizer zu spielen, machte allerhand tolle Streiche und übermütige Sprüche, quälte, wie er es leider manchmal tat, diejenigen, die ihn liebten, und wollte es nicht begreifen, daß ein Herzog und namentlich eine Herzogin bei allem Edelsinn und aller Weitherzigkeit eben doch an unüberspringbare Schranken gebunden sind. So war die Katastrophe unausweichlich. Die Hochachtung vor dem Dichter bewahrte man im Herzogsßloß, aber den Dr. Ott hielt man sich fern. Als es geschehen war, schmerzte es ihn tief; nach seiner Art suchte er aber den Grund in der Unzulänglichkeit der andern und in Intriguen, die man nach seiner Meinung gegen ihn gesponnen hatte.

Das war der erste Akt in der Tragödie des Dichters Ott. Der zweite war, daß er, der nicht mit irdischen Gütern gesegnet war, seinen ärztlichen Beruf aufgab, um ganz als Dichter zu leben. Und das war nun allerdings eine tragische Notwendigkeit.

Nach dem Meiningener Erfolg machte sich seine dichterische Bestimmung in ihm so ungestüm geltend, und in den neunziger Jahren brach die poetische Produktion mit so elementarer Gewalt aus ihm hervor, daß Poesie und Medizin nicht mehr Hand in Hand bei ihm wandeln konnten. Wohl versuchte er es längere Zeit. Er ging, nachdem er seine Klinik besorgt hatte, am frühen Nachmittag von Hause weg, irgendwohin in der Umgebung Luzerns, dichtete und schlief, wo es ihm gerade paßte, und kam dann morgens um 9 Uhr wieder in seine Sprechstunde. Auf die Dauer

hielt das aber seine Gesundheit nicht aus, abgesehen davon, daß Arzt und Dichter darunter litten. Und so gab er seine Praxis auf.

Der Schritt war für Ott verhängnisvoll, weil er ihn in ökonomische Sorgen stürzte. Diese aber verbitterten ihn immer mehr, machten ihn immer nervöser und ungeduldiger. Er hangte nur um den materiellen Erfolg seiner Werke, weil davon, wenn auch nicht buchstäblich sein und seiner Familie Leben, so doch die Ruhe seines Gemüthes abhing, und haderte mit der Welt, daß sie ihn diesen Erfolg nur ungenügend gab. Wenn er vollends sah, wie andern, die dem Geschmaç des Tages huldigten und tief unter ihm standen, dieser Erfolg mühelos zusiel und das Gold in den Beutel gelobt wurde, so ekelte ihn alles an. Nicht mehr kampfesfroh stand er dann der Welt gegenüber, die er verachtete, sondern eine Weltmüdigkeit bemächtigte sich seiner immer mehr, gegen die schließlich sein Schaffensdrang nicht mehr aufkam.

Es ist gegen den Bund der Vorwurf erhoben worden, daß er nicht helfend eingegriffen habe. Nachher ist im allgemeinen gut reden, im Gedräng der Gegenwart ist es schwer, das Richtige zu treffen. Bei Ott aber lagen Würdigkeit und Bedürfnis so offen zu Tage, daß ihre Nichtachtung durch den Bund in der That ein unentschuldbares nationales Versäumnis war. —

Übrigens hätte der Bund ihm doch nicht alles geben können, was er brauchte. Es war nicht Geld allein. Ott fehlte auch eine verständnisvolle, wohlwollende, bei allem Ernste ermutigende und fördernde Kritik. Gewiß verhielt er sich gegen die Kritik im allgemeinen ablehnend, aber eben deshalb, weil er, nicht mit Unrecht, fand, daß sie schablonenhaft und lieblos sei und seinem Wesen und seinen Intentionen nicht gerecht werde. Eine Kritik, von deren Ehrlichkeit und Wohlwollen er überzeugt war, ging nicht spurlos an ihm vorüber, wenn er auch zunächst nichts zugeben wollte. Namentlich in seiner ersten Zeit. Ich könnte dies aus seinen Briefen an mich erweisen.

Eine solche verständnisvolle, liebevoll auf sein Wesen eingehende Kritik wäre ihm um so notwendiger gewesen, als ihm so ziemlich alle Selbstkritik abging. So wie eine Dichtung in vulkanischem Ausbruch zustande gekommen war, war sie recht. Seine Manuskripte, obwohl sie alle die einzige Niederschrift seiner Dichtungen waren, zeigen fast gar keine Korrekturen. Eine Überprüfung oder gar Umarbeitung gab es nicht. Er pflegte da ein recht drastisches Bild zu gebrauchen, um zu zeigen, daß für ihn das Geschäft erledigt sei. — Das eben Geschaffene war immer sein Bestes. Das versicherte er mir nach „Rosamunde“, nach „Karl der Rühne und die Eidgenossen“, nach „Untergang“ und nach „Grabeßtreiter“, ja sogar nach „St. Helena“ und „Waldmann“.

Und noch ein drittes fehlte Ott, und das hätten ihm nur die großen Theater in Deutschland und der Schweiz geben können, auch der Bund, wenn er eine schweizerische Volksbühne hätte gründen helfen: Die lebendige Beziehung zur Berufsbühne. Die Bühnenprobe seiner Werke hätte ihn mehr lehren können, als alle Kritik, und öftere Aufführungen hätten ihm neue Anregungen, neuen Schwung gegeben. Aber er wurde nicht aufgeführt. So kann man wohl sagen trotz der paar Aufführungen, die man ihm widerwillig darbrachte. In Deutschland spielte das einzige Meiningen ein Stück von ihm, in der Schweiz das Stadttheater in Zürich 2, das Pfautheater 1, Basel 2, Bern 1, Luzern und Schaffhausen 3. Einige Stücke erlebten mehrere Aufführungen hintereinander, aber kein einziges blieb an irgend einem Theater auf dem Repertoire. Und doch wäre jedes von den zehn großen Dramen, die Ott im Verlauf von 16 Jahren schuf, einer Bühnenprobe wert gewesen, die Mehrzahl auch, sich im Repertoirebestand zu erhalten. Diese Dramen standen höher an poetischem Gehalt und dramatischer Kraft, als so vieles, was in Deutschland gespielt und von dort mit Eifer in die Schweiz importiert wurde. Auch ein einmaliger Fehlschlag, wie der von „Karl der Rühne und die Eidgenossen“ am Stadttheater Zürich berechtigte nicht dazu, das Drama für immer fallen zu lassen. Die Theatergeschichte ist reich an Beispielen, daß ein Werk, das bei der ersten Aufführung zu sterben schien, unter andern Händen und in einer andern Inszenierung zu frischem, dauerndem Leben erstand. Aber freilich, die ausländischen Theaterdirektoren in der Schweiz haben für die schweizerische Dichtung ungefähr so viel übrig, wie der Bund! — Gewiß ist Ott auch hier nicht ganz ohne Schuld. Meiningen hat er von sich gestoßen. Gegen Theaterdirektoren und Schauspieler hätte er manierlicher sein, bei Proben und Aufführungen sich reservierter verhalten sollen; doch durch solche Menschlichkeiten glauben sich nur kleine Menschen von der Verpflichtung gegen einen Dichter und seine Kunst entbunden.

Ich glaube gezeigt zu haben, daß ich nicht blind bin gegen die Schwächen des Menschen Ott — ich bin es ebensowenig gegen die Schwächen der Ott'schen Poesie. Ich weiß sehr wohl, daß dem Dichter die mæze, die sorgsame künstlerische Mäßigung in allen Dingen, fehlte, daß die Schultheorie des Dramas ihn wenig kümmerte, daß er Gewaltfames nicht scheute, in der psychologischen Motivierung nicht sorgfältig genug war, zu viel starke, sogar grelle Effekte häufte, in der Sprache und im Vers der Härte und der Überfälle nicht genug aus dem Weg ging. Aber wie viel bleibt trotzdem noch an Originalität und poetischer Schönheit, an Fülle und Gewalt der Phantasie, an dramatischer Wucht, heißblütiger Leidenschaft, Lebenswahrheit, nationaler Empfindung, an Gedankengehalt und Kraft und Schwung der Sprache! Mancher arme poetische Schlucker, den

eine wohlwollende Kritik mühsam aufpäppelt, könnte sich reichlich daran verprobantieren. Und vor allem Einem hätte Kritikern und Theaterdirektoren hohe Achtung vor Ott's Werken einflößen müssen: Daß diese alle mit der vollen Begeisterung eines echten Dichtergeistes geschaffen, alle aus der schäthereichen Tiefe einer Künstlerseele mit Naturnotwendigkeit emporgestiegen waren.

Was Ott die Berufsbühne und der Alltag nicht gaben, das gab ihm an seltenen Festtagen die Volksbühne: Große, ehrliche Erfolge. Keine Kritik wagte sie ihm zu bestreiten. Bei diesen großen Aufführungen im Freien oder in weiter gedeckter Halle urteilte aus dem Munde von Hunderttausenden die schweizerische Volksseele, und sie verstand und liebte und ehrte ihren Ott, aus dem sie selber sprach. Das war die Bedeutung der großen Tage von Dießenhofen (1900, „Karl der Kühne und die Eidgenossen“), Schaffhausen (1901 „Festdrama“) und Wiedikon („Karl der Kühne und die Eidgenossen“ 1904 und 1905). Diese Tage waren für den Dichter die Höhepunkte seines Lebens. Da fühlte er sich als ein König im Reiche der Poesie. Und mit Recht. Wie viele, nicht nur einfache Leute aus dem Volk, sondern auch Hochgebildete, habe ich damals so ergriffen gesehen, daß sie die Tränen nicht zurückhalten konnten! Da konnte man auch sehen, wie der Erfolg auf den Dichter wirkte: Er machte ihn nicht eitel und satt, sondern dankbar und liebenswürdig, lebens- und schaffensfreudig. Nur zu bald spann der graue Alltag ihn wieder in sein Sorgen und Grämen ein, dem er öfters zu entfliehen suchte, indem er für Wochen, ja Monate sich von Hause entfernte. Wie hätte es auf die Entwicklung des Dichters wirken müssen, wenn ihm mehr solche Tage und früher zu Teil geworden wären!

Ich habe bereits gesagt, daß Ott ein Dichter ohne Entwicklung war. Er blieb so ziemlich derselbe, als der er begann. Fast nur zeitlich lassen sich seine Werke gruppieren. Die erste Periode bezeichnen die beiden Erstlingswerke: „Konradin“ und „Agnes Bernauer“, von denen schon die Rede war. Die Zeit seiner höchsten Schaffenskraft war die zweite; vom Anfang der neunziger Jahre bis zur Jahrhundertwende: Da entstand, 1892, das Völkerwanderungsdrama „Rosamunde“, eine großartige, hochdramatische, gedankentiefe und sprachgewaltige Tragödie, wohl Ott's Meisterwerk. Dieses einmal aufzuführen, wäre vor allem die Pflicht der Bühne; eine kongeniale Regie würde ihm den Erfolg sichern. — Die Einweihung des Telldenkmals 1895 brachte den Tellfestakt, weisevoll, Sage und Geschichte in der schönsten Weise versöhnend, dem Vaterlande und den Namen Schiller's huldigend. — Ein wirksames, einaktiges Hohenstaufenstück, „Frangipani“ (1896), einen Ableger des „Konradin“, habe ich bereits erwähnt. — 1897 geschah die vaterländische Großtat des Dichters:

„Karl der Kühne und die Eidgenossen“. Es ist ein schweizerisches Volksschauspiel, in dem, in Shakespeares Art, gewaltige Tragik und Narrenwitz sich paart, köstlicher Volkshumor mit tiefem Lebensernst. Es zeigt uns Schweizer nicht idealisiert, wie Schiller's Tell, sondern „im wahren, wirtschaftlichen und politischen Leben, schwach und stark, kindlich und herrisch, wild und spröde, einfältig und staatsklug, als Alpler und als Bürgermeister und Feldherrn, im Kittel, im Brustblech, im Amtsröck, beim Milchnapf und bei den erbeuteten Burgunderschätzen. In der Zügellosigkeit des Feldzugs, im Ernst der Schlacht, im Heimweh ferner Zelte, im Geiz und im Vertrödeln, im Sterben und im siegreichen Heimkehren, im Sündigen und Sühnen sehen wir uns bis ins Herz gezeichnet.“ Der zweite Akt im besonderen ist das herrlichste, was ein Dichter vom Schweizervolk gedichtet hat, von mehr Wirklichkeitsgehalt erfüllt als Schiller's Rütliakt.

Etwas ganz anderes brachte 1898 ein Ritt des Dichters ins romanische Land: Die Sagentragödie „Grabesstreiter.“ Eine Kreuzfahrersage seiner schaffhauser Heimat gab ihm den Stoff. Wieder ließ er hier, wie in „Rosamunde“, den Gegensatz von Christentum und Heidentum wirken und ein unerbittliches Schicksal. Das Drama zeichnet sich weniger durch Handlung, als durch seelischen Gehalt, reiche Phantasie und wundervolle Sprache aus. Es hat übrigens in Luzern, trotz den gerade für dieses Drama beschränkten Mitteln einer kleineren Bühne, die Bühnenprobe nicht schlecht bestanden.

Als wollte der Dichter zeigen, daß er in allen Sätteln reiten könnte, ließ er 1899 das soziale Drama „Untergang“ folgen. Es ist dramatisch wirksam, arbeitet aber mit ziemlich groben Mitteln.

Das herrliche Schaffhauser „Festdrama“ (1900 entstanden), führte den Dichter wieder auf den Boden zurück, auf den er gehörte, den historischen. Drama und Idyll zugleich, mit mächtigen Szenen und lieblichen Bildern, ist es das Dankgeschenk des Dichters an seine heißgeliebte Heimat. Den Glanzpunkt bildet der Hallauer Akt, durchaus bodenständig und dramatisch von höchster Wirkung.

Um auszuruhen, hatte Ott sich in ein einsames Bauernhaus in der Nähe von Schaffhausen zurückgezogen, wo er monatelang ein völliges Einsiedlerleben führte. In der letzten Zeit hatte sich bei ihm eine starke Ermüdung seiner Nerven geltend gemacht, und, als Folge seiner finanziellen Sorgen, eine gewisse Unruhe, die ihn immer wieder von zu Hause forttrieb. Aber der Dichtergeist in ihm war noch stärker, als sein müder Leib — er nahm noch einmal einen Anlauf und wollte Großes leisten.

In dieser dritten Periode seines Schaffens erschienen zunächst seine „Gedichte“ (1902), eine strenge und sparsame Auswahl aus der Unmasse von Gedichten, die zu den verschiedensten Zeiten seines Lebens entstanden

waren. Liebesleben, Naturliebe, Weltbetrachtung, Poetenschicksal, geschichtliche Gestalten und erträumte, Sprüche voll Weisheit, Kraft und Treffsicherheit bilden den Inhalt. Es war die vollwichtige Gabe einer großen, tiefensten Poetenseele.

Und dann ging's wieder ans Drama: Napoleon, sein Lieblingsheld, rang in ihm nach Gestaltung. Leider hatte Ott nicht mehr die Kraft, dem gewaltigen Stoff ganz gerecht zu werden. Der Gedanke, wie ähnlich sein leidvolles Schicksal dem seines Helden sei, hatte ihn ganz auf St. Helena festgebannt, und unter gewissenhafter Benutzung neuerschlossener geschichtlicher Quellen suchte er Leiden und Sterben Napoleons zu glorifizieren. Übrigens hat „St. Helena“ (1904) in fünf Aufführungen am Basler Stadttheater, wo ein guter Regisseur es in die Hände bekam, bewiesen, daß es auch auf der Bühne nicht unmöglich sei.

Indessen hatten die Wiediker glanzvolle Aufführungen von „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ unternommen, und begeistert von diesen Aufführungen, erhob sich der Dichter noch einmal, den zweiten Teil jenes Dramas zu schreiben, einen „Waldmann“. Im Pfarrhause zu Wiedikon, neben der großen Spielhalle, nistete er sich 9 Monate lang ein und brachte hier unter viel Ringen mit der Müdigkeit seines Leibes dieses sein letztes Werk zustande. Es waren Stunden voll Wehmut, in denen er mir mit seinem singenden Pathos die einzelnen Akte frisch, wie sie entstanden waren, vorlas. „Waldmann“ ist nicht mehr gedruckt und nicht mehr aufgeführt worden. Die Tragödie war als Volksstück speziell für die Wiediker geschrieben worden. Als ich sie diesen aber vorlas, erklärten sie: „Das ist nicht unser Waldmann!“ und ließen die Hände davon. Das Drama krankt daran, daß es als Fortsetzung von „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ gedacht ist und darum Waldmann nicht in seinem Aufsteigen, sondern nur in seinem Niedergang zeigt. Doch hat es Szenen von starker Wirkung und sollte jedenfalls noch gedruckt werden.

Wie hätten sich die Dinge weiter entwickelt? Wäre es dem Dichter noch einmal gelungen, seiner leiblichen Müdigkeit und seiner seelischen Unruhe Herr zu werden? Noch viel rang in ihm nach Gestaltung. Ein grausames Schicksal schnitt alles ab — und das war der dritte Akt in Ott's Dichtertragödie: Im Dezember 1904 brach Ott auf dem Zürichberg, wohin er sich wieder in eine Einsiedelei zurückgezogen hatte, das Bein. Schlecht eingerichtet, heilte es bei dem schon stark gealterten Manne schlecht, verursachte ihm beständige, nervenzerrüttende Schmerzen und machte ihn völlig hilflos und abhängig von andern. Bei seiner selbstherrlichen, unbändigen Natur mußte dies, in Verbindung mit den finanziellen Sorgen und dem Gram über Verkennung seiner Größe, zum völligen seelischen Zusammenbruch führen, für ihn doppelt peinvoll, weil sein scharfer Verstand

dabei ungetrübt blieb. Es war die Katastrophe seiner Tragödie. Alles Sorgen, alles Elend, aller Welt Schmerz steigerte sich in ihm nun ins Unmessene. Kein einziger Vers mehr entquoll der zermarterten Seele.

Der Dichter wünschte sich nur sehnsüchtig den Tod. Sechs Jahre lang mußte er auf ihn warten. Dann aber trat er als milder Engel an sein Lager. Ganz leise erlosch das müde Leben unter einem schönen Schimmer der Versöhnung, den die letzten Wochen noch über die schmerzzerzerrissene Seele gebreitet hatten. Am 7. Oktober 1910 schloß Arnold Ott ruhig ein, und am 10. Oktober, unter strömendem Regen, trugen ihn seine Familie und zwei Freunde auf dem Luzerner Friedhof zu Grabe. So in aller Stille in die Erde gebettet zu werden, hatte er selbst gewünscht.

Daß wir ihn geliebt trotz der starken Schatten seiner Feuerseele, habe ich ihm noch ins Grab hinein bezeugt. Ich habe auch in diesen Gedichtblättern — ganz in seinem Sinn und Geist — nichts vertuscht und nichts beschönigt. Arnold Ott hatte so viel des Großen, daß man die Schwächen, aus denen seine Größe keimte, nicht zu verhängen braucht. Den ganzen Menschen wollte ich zeigen und von der Ehrlichkeit, Ursprünglichkeit und dem tiefen Ernst seiner Kunst einen Begriff geben. Über Arnold Ott, den Dichter, und seine Werke werden spätere Zeiten ihr endgültiges Urteil fällen. Ich glaube und hoffe:

„Was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, wird ganz die Nachwelt geben.“

Zwei Gedichte von Victor Hardung.

Avalun.

Al! die wir reiten mit losem Zügel
Um das Sonnenland Avalun —
Einmal kehren wir uns im Bügel,
Wohl einen messenden Blick zu tun.

Hinter uns dann in verlorener ferne
Schwimmen auf rosigem Abendflaum
Dunkle Zinnen und goldene Sterne,
Und unsere Seele steht ihren Traum.

Hinter uns liegt's: Wir können's nicht messen —
Nimmer erjagen, nimmer erruhn —
Was wir ersehnen, wir haben's besessen;
Das ist die Mähre von Avalun.

Kämpfer.

Ich stand im Todes Schatten
Und sah die ferne weit erhellet,
Da lag in grünen Matten
Des ewigen Friedens weißes Zelt.

Ein Wächter ließ da sinken
Sein Schwert von Gold und Steinen licht:
Wo reine Quellen winken,
Tritt ein, du Kämpfer, zaudre nicht!

Tritt ein! Du wirst gesunden,
Hier duftet Narden jeder Krug!
— Mich schmerzen nur die Wunden,
Die heiß mein Haß den andern schlug.